

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

222 (24.9.1932) Die Mußestunde

gebauten Pedalplatte, ist, wie wir sehen, eine ziemlich neue Erfindung. Erards Doppelpedalharfe, 1820 sogar erst erfunden, wodurch jede Saite zweimal um je einen halben Ton höher gestimmt werden kann, ist gar erst etwas über 100 Jahre alt.

Der Uebergang von der Harfe zum Klavier und zwar in der Form des Hammerklaviers, ist ja auch erst in den letzten 300 Jahren vollzogen worden. Zuvor kannte man schon Saiteninstrumente mit Tastaturen, die der Orgel nachgebildet waren: die Drehleiter des ausgehenden 8. Jahrhunderts war als Lehrinstrument der Sängerschulen der Anfang einer solchen Harfe mit Tastatur, die sich in Klavicord späterer Jahrhunderte bis 1500 bereits voll entwickelt mit 12 Halbtonen und einem Umfang von 3 Oktaven bei allerdings sehr wenigen Saiten, — weit weniger als Tasten. Aus der kleinen dreieckigen Harfe schuf man dann das Klavicimbal, das ebenso viel Saiten wie Tasten bekam und folglich keines Stegs oder Bundes zur Umstimmung bedurfte. Doch war sein Ton zu kurz abgerissen, trocken und hart, als daß es sich gegenüber den mehr geformten Tonkörpern des Klavicords oder kurzweg Klavier genannten Instruments sich schon so recht durchgesetzt hätte. Das Spinett des 16. Jahrhunderts erst brachte auch dem kleinen Cimbäl einen Fortschritt.

Im Innern des Klavierkastens, des Pianos, steht die Harfe noch aufrecht wie beim Klaviciterium des 16. Jahrhunderts und dem Giraffenklavier der folgenden Ära, die seine Vorgänger gewesen sind. Die vollkommene Möglichkeit, den Ton zu verändern mit Hilfe des Hammerklaviers, das den Ton der Saite sowohl piano als auch forte erklingen lassen konnte, bringt die erste große Epoche auf dem Wege von der Harfe zum Klavier. Die Möglichkeiten, die hier aus dem Tonbild verwickelt wurden, haben dann erst wieder auf das ältere Instrument, die Harfe selbst zurückgewirkt, wie dies schon angedeutet wurde.

Es hat eine humorvolle Seite, daß das Klavicimbal durch Panshaleon Heberstret (1705) zu einem verbesserten Hackbrett gemacht wurde, wodurch die Erfinder des Hammerklaviers, voran der Florentiner Christophori angeregt worden sind (171). Den Anteil, den besonders Johann Sebastian Bach an der Entwicklung dieser Hammerharfen nahm, hat die Mechanik des Klavierbaus hervorragend angeregt. Bach war ja auch der erste, der die Kunst des Klavierbaus zu einer besonderen vom Orgelspiel sich berufend abhebenden musikalischen Vorführung machte. Die Harfe aber hat außerhalb ihres Resonanzkastens, in dem sie einen solchen musikalischen Triumph erzielte, nur eine bescheidene Rolle weiter spielen können.

## Welt und Wissen

Von den Forellen. In der Praxis der Forellenzucht ist es allgemein üblich, ganz junge Forellen noch nicht zur Zucht zu verwenden, obwohl sie bereits Eier angelegt haben oder Milch (Eamen) liefern. Ebenso vermeidet man es, Forellen über ein bestimmtes Alter hinaus (6 bis 7 Jahre) zur Zucht zu verwenden, da man annimmt, daß Eier derartig alter Tiere nicht mehr lebensfähige Brut liefern. Im Anschluß an Untersuchungen von Willer, Quebnau und Keller hat Dr. Alfred Sclower (Universität Königsberg), wie er in „Forschungen und Fortschritte“ mitteilt, Versuche an Regenbogenforellen und Bachforellen angestellt. Es wurden junge Weibchen mit jungen und alten Männchen und ebenso alte Weibchen mit jungen und alten Männchen gekreuzt. An Messungen der in diesen Kreuzungen gewonnenen Brut konnte festgestellt werden, daß das Alter der Mutter auf die Größe der Nachkommenschaft einen deutlichen Einfluß hat, und zwar derart, daß die Nachkommenschaft der älteren Mütter größer wird als die der jungen Mütter, daß dagegen ein Einfluß des Alters des Vaters nicht zu erkennen ist. Aus den Untersuchungen geht hervor, daß die Eier der alten Weibchen größere Verluste während der Brutperiode hatten als die der jungen Weibchen, daß aber Krüppel in gleicher Anzahl bei der Nachkommenschaft junger und alter Weibchen auftraten. Ein Einfluß der Männchen ist weder hinsichtlich der Verluste noch hinsichtlich der Krüppelanzahl beobachtet worden. Die an Regenbogenforellen vorgenommenen Untersuchungen haben das Ergebnis voll bestätigt. Aus den von Sclower mitgeteilten Zahlen geht hervor, daß mit zunehmendem Alter der Mutter die Länge der Brut zunimmt. Daß in seiner Tabelle das Männchen VI besonders hohe Werte ergibt, ist darauf zurückzuführen, daß mit der Milch dieses Männchens nur die Eier der ältesten Mutter befruchtet sind. Im übrigen sind aber Unterschiede, die ihre Ursache in dem verschiedenen Alter der Väter haben, nicht zu erkennen. Sclower kommt zu dem Schluß, daß die Vererbung der Größe der Forellen nur scheinbar durch die Mutter erfolgt, daß aber tatsächlich diese einseitige Vererbung des Wachstums durch die Mutter dadurch erklärt wird, daß die älteren Tiere größere Eier besitzen als die jüngeren, und daß aus größeren Eiern größere Brut schlüpft als aus kleineren.

## Käselecke

### Doppelquadrat-Rästel

1	2	3	4	5
6	5	7	5	8
9	2	10	11	10
12	6	2	6	4
7	8	13	12	14

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen. Bei richtiger Lösung bezeichnen die 5 Querzeilen: 1. einen Frauennamen, 2. einen Philosophen, 3. einen indischen Fürsten, 4. eine persische Münze, 5. etwas, nach dem alle jagen.

Die Buchstaben der durch fetten Druck hervorgehobenen Zahlen machen, mit dem Mittelbuchstaben der obersten Querzeile begonnen und von rechts nach links herum gelesen (wobei der Anfangsbuchstabe wieder den Schluß bildet), Vögel namhaft, denen man jetzt eifrig nachstellt.

### Silbenkreuz-Rästel

1	2
3	4

- 1, 2 Insel.
- 3, 4 Gewächs,
- 1, 4 Feldfrucht,
- 3, 2 Naturerscheinung.

## Rästelauflösungen

Auflösung des Spitzen-Rästels: Adam Riese.

Auflösung des Gitter-Rästels: Kaninchen.

Richtig gelöst: Jul. Grimmer, Karlsruhe; Frau Paula Herrmann, Karlsruhe; A. Ambruster, Karlsruhe.

## Witz und Humor

Im Schlafwagen. „Wachen Sie mich sehr energisch“, sagt ein Reisender zum Schaffner des Schlafwagens Berlin—München, „und werfen Sie mich in Nürnberg heraus — ob ich will oder nicht. Da haben Sie drei Mark!“ Nächsten Morgen auf dem Bahnhof in München. Der Oberstschaffner steht und hört, wie ein Reisender den Schaffner fürchterlich beschimpft. „Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen mich in Nürnberg hinauswerfen. Das ist unerhört, wo zu habe ich Ihnen drei Mark gegeben!“ Schließlich fragt der Oberstschaffner den Schaffner: „Das ist ja toll, was da passiert ist und wie der schimpft!“ „Ach“, sagt der Schaffner, „das ist gar nichts — da hätten Sie erst einmal den hören sollen, den ich in Nürnberg an die Luft gesetzt habe!“

\*

Lante Frieda. Lante Frieda war immer etwas ängstlich. Als sie nach Berlin fuhr, kannte ihre Nervosität keine Grenzen. „Schaffner, Sie sagen mir wohl, wann ich aussteigen muß?“ „Jawohl, meine Dame!“ „Schaffner, der Zug, hat doch keine Verspätung?“ „Nein, meine Dame!“ „Schaffner, aber wenn es regnet?“ „Macht nichts! Unser Lokomotivführer hat 'n Schirm.“ So ging es von Hof bis Lüttenwalde. Endlich fuhr der Zug in den Anhalter Bahnhof ein. „Schaffner, wo soll ich aussteigen, die vordere, oder die rückwärtige Tür?“ „Das ist gleich, meine Dame. — Der Wagen hält an beiden Enden!“

\*

Sparfam. Die jungverheiratete Frau Storbach war allein in die Commerzische gefahren. Nach Lhale im Harz. Drei Tage später erhielt ihr strohverwitweter dabeingebliebener Mann folgendes Telegramm: „Storbach Hannover lindenalle bitte komm sofort stop ich sterbe inge“. Hals über Kopf stürzt er zum Bahnhof, erwischte gerade noch den Schnellzug und stand drei Stunden darauf in Lhale im Harz. Wer kommt ihm entgegen? Seine Frau. Keckgesund. Frisch wie ein Fisch im Wasser. „Aber Inge!“ sagt er. „Wie kannst du mich so erschrecken und mir so ein Telegramm schicken! Bitte komm sofort, ich sterbe.“ „Ach“, entgegnete sie, „ich wollte telegraphieren: ich sterbe vor Sehnsucht nach dir! Aber die zehn Worte waren voll, und ich hatte nicht mehr Geld.“

Schriftleiter E. Grünebaum, Karlsruhe i. B., Waldstraße 28

harlsruhe, 24. Sept. 1932

52. Jahrgang

= 39. Woche



# Die Mußestunde

Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

## Reisen

Von Ernst Zahn

Als ich ein Knabe war, litt ich so sehr unter Seekrankheit auf der Eisenbahn, daß ich einmal nach einer halbständigen Besuchsfahrt von Zürich zu dem in Baden zur Kur weilenden Großvater sterbenskrank ankam; und auch die jährlich mehrmalige Ferienreise aus eben jener, meiner Schulstadt, zu dem in Siders im Wallis wohnenden Eltern als eine Grausamkeit fürchtete.

Dennoch ist mir gerade aus den Welschlandfahrten ein Höhepunkt, ein Genuß im Gedächtnis geblieben. Nie zuliebe wurde die Reise von meiner jeweiligen verwandtschaftlichen Begleitung in zwei Lagen statt nur in einem gemacht. Man übernachtete in Laujanne oder Freiburg; und wenn ich auch abends bei Ankunft als ein Häußlein Elend zu Bett gelegt wurde, so pflegte ich doch andern Morgens gesund und fröhlich zu erwachen und genoß dann die Morgenfrühe, dieses Aufwachens im sauberen Bett des fernenden Zimmers, die Aussicht aus dem Fenster auf eine unbekannte Stadt, insbesondere aber das Frühstück mit im Großvaterhause unbekanntem Beigebogen von Butter, Honig und Milchbrot mit wunderbarer Eindringlichkeit. Die Honigwablen, die in Freiburg auf den Tisch kamen, haften so scharf in meiner Erinnerung, daß ich den Blütenduft des Honigs noch jetzt auf der Zunge spüre, noch den seltsamen Nachgeschmack von Wachs, und die tote Biene noch sehe, die im eigenen Urzeugnis erstickt lag.

Aus den ersten kurzen Freudenaugenblicken dieser Jugendfahrten hat sich im Laufe der vielen Jahre meines Lebens das Glücksbewußtsein, die Leidenschaft des Reisens entwickelt, die mich jetzt immer zappelig machen, wenn ich einmal ein paar Monate zu Hause raste. Nicht daß ich den Frieden, die Schönheit, die Liebe des Vaterheims nicht zu schätzen wüßte — aber der Reiz scheint mir in den Gegenfäßen zu liegen, im Drang nach den Erlebnissen eines neuen Fortgehens und dem weiten Aufatmen beim Wiederkommen, diesem Sichwiederfinden in das eigentlich Persönliche, in die Heimat des Herzens, nicht nur des Landes.

Zu den Reiseerfahrungen gehörten, gleichsam als kleine Vorprüfungen, die Schulreisen. Wir Schüler von damals waren noch nicht verwöhnt. Man fuhr nicht zwei oder mehr Tage in der Welt herum wie jetzt. Man lief ganz früh zum Bahnhof, hatte vor Erregung und Furcht eines Zuspätkommens nicht geschlafen, betrauchtete zwischen Hoffen und Zweifeln ein Duzendmal den regendrohenden Himmel, erwartete mit Herz klopfen die Ankunft des Lehrers — des Richters über Oben oder Nichtgeben —, sah Kameraden um Kameraden eintreffen und den Disput, ob die Reise stattfinden werde oder nicht, immer heißer werden. Und wenn der Lehrer und Führer kam und das Einsteigensignal gab, dann brach der Unband in einem los, und man stürzte den Eisenbahnwagen, balgte sich und benahm sich wie ein Wilder, um einen Fensterplatz zu erobern. Ich freilich pflegte bald kleinlaut meinen Kopf an die harte Wand

des Mittelklasswagens zu drücken und zum Beispiel der Mittelstecke zu werden, wenn das Uebelsein sich einstellte und das Fenster nicht nur zum Blick in die Landschaft aufgerissen werden mußte. Aber weit gingen ja diese Fahrten nicht. Bald stieg man aus, um irgend einen Berg zu erklimmen, zu irgendeinem Wirtshaus aufzusteigen. Und über dem Wandern verlor sich die Seekrankheit.

Noch in meine Schulzeit fiel jene erste größere Reise, die mich in eine neue Heimat, nach Obshenen am Gotthard brachte, wo mein Vater die hauptsächlichste Bahnrestauration der neuen großen Verbindungsbahn zwischen Deutschland, der Schweiz und Italien übernommen hatte. Wie gewöhnlich, kam ich schon in Brunnau mit der Eisenbahn krank an. Auf dem Vierwaldstättersee aber tobte der Föhn, und so wurde die Fahrt nach Flüelen, wo das Boot erst nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen im Nothafen zu landen vermochte, erst recht zur Tortur. Nicht genug! In Flüelen wartete der große gelbe Postschlitten. Es schneite und stürmte. Das unbequeme Schlittenbauwerk füllte sich mit Reisenden, zwischen denen mein einziger Begleiter, mein Vater, und ich, fünf Stunden eingepfercht zu sitzen hatten. Weiß noch jemand von heutzutage, wie das war? Immer dichter und schwerer fiel der Schnee, immer wilder heulte und sauste der Sturm. Die Fenster der Postkutsche verklebten sich mit Eis und Eckenstein. Manchmal, ganz fern, ganz verloren, ein Bimmeln ein Puffen, wenn eines der fünf Pferde sich schüttelte. Manchmal ein Stieben wie von einer kleinen Lawine, wenn der Postkutsch gleich den Pferden mit einem Ruck sich von der Schneelast auf seinem Radmantel befreite. Und immer wieder ein Ruck und ein Aechzen, wenn die Schlittensufen den Schnee zur Furche pressten. Und immer wieder ein Ruck! Weiß einer, was das für einen Fahrtkranken heißt? Fünf Stunden lang!

Durchfroren, halbtot, lebensfakt kam ich damals in dem kalten Gasthause des einsamen Bergdorfes an, in dem doch mein Leben erst beginnen, erst seinen Zweck bekommen sollte.

In Obshenen aber lernte ich erst, was Reisen war. Nicht daß ich selbst — nein, der Vater nahm den verwirrten ziellosen Knaben in strenge Zucht — aber ich sah die Heere der Reisenden, die in den nun folgenden Jahren von und nach Welschland zogen. Ich sah sie hungrig, ein wenig wild, ein wenig ungeduldig viele, andre wieder mit ruhiger Würde zur Einnahme der Mittagsmahlzeit aus den Eisenbahnwagen steigen, sah die Reinlichkeitsfanatiker zuerst zum Waschraum eilen, um sich den Tunneluß abzuwaschen, und die Gleichgültigen mit Gesichtern wie Kohlenbrenner zu Tische haften. Hier brüllte einer nach Trank und Speise, und dort sog ein anderer sich die Brust noch vorher mit harscher, reiner Bergluft voll. Eine ängstliche Frau wagte nicht, wegen einer knappen halben Stunde den Wagen zu verlassen, und ein Mädchen mit großen, schönheits-hungrigen Augen hängte den Blick an die unendlich klaren, scharf vom blauen Himmel sich abhebenden Grenzlinien der Berggipfel, an die Wolke, die hinter jenem Gletscher aufquoll und ein Stückchen weiter nur, geräuschlos, wie erlöschend hinter einem dunkeln Bergturm wieder versank, an die grüne Grashalde, auf der die Sonne goldene Seide spann, und an den Wasserfall, der weiß, nuchlig, in einer trunkenen Hast über jene hohe Felswand stob, ohne daß das Tosen seiner Gischt zu ihr herabgedrungen wäre. Ich hörte Sprachen, Dialekte, ich sah Menschen, die anders waren als die mir sonst bekannten, weil sie von der Kette ihres Alltags los und in die Weite gekommen. Ein wenig von der Wissenschaft des Reisens ging mir auf.

Dann kam auch meine Zeit. Jene Jahre kamen — da ich zur Berufslehre nach Genf fuhr, um als Kellner eine dem allzu selbstbewußten Sohn eines hablichen Vaters harte Schule durchzumachen — da ich nach England reiste, um, ein Heimwehkind noch mit achtzehn Jahren, toteinsam einen Tag im mächtigen London zu verweilen und nachher in Hastings zum erstenmal den Ocean rauschen zu hören und unvergeßliche Monate des Lernens, der Bewunderung für die persönliche, im Nationalcharakter begründete Uebellegenheit des Engländers zu leben — da ich dann ein Jahr später als Hotelsekretär in Genua weilte, den Ehrgeiz erwachen fühlte, aus mir selbst etwas zu machen, eine Lehre für alle menschliche Selbstüberhebung bekam, als ein Erdbeben ganze Dörfer der Riviera in Trümmer legte und zweitausend Menschen begrub — und als ich dann heimkehrte, um den Eltern nicht mehr als Schüler, sondern als Helfer zur Seite zu stehen.

Auch jene Zeit brach an, da der strenge und mit Lob und Belohnung kargende Vater mich mit auf eine seiner Erholungsreisen nahm, dabei zu einem wunderbaren Kameraden sich wandelte und mich einen neuen und noch viel lebenswerteren Menschen in ihm entdecken ließ. Ach, es kamen auch die Reisen, vor denen ein ewiger Abschied liegt, der Tod der geliebten und bewunderten Eltern. Es wäre vielleicht von jener Südländfahrt zu erzählen (da die Lebensgefährtin zum erstenmal an meiner Seite ging), die, für manche Menschen eine Täuschung, für uns das Erlebnis einer neuen Welt war.

Aber es bleibe dann vor allem von der Gegenwart zu künden, da Reisen zur Leidenschaft geworden, da freundliche Rufe den Schriftsteller und Vorleser mehrmals des Jahres von dannen

woken, da er die Welt, insbesondere die Welt der deutschen Sprache, in Hunderten von Städten und Dörfern, an Flüssen und Meeren im Norden und Süden kennen und bestaunen gelernt. Doch dazu reicht heute der Raum nicht. Davon mag ein andermal gehandelt werden.

Ein Jubel nur, daß Augen und Füße noch jung sind und die Wanderlust noch glüht, so weiß der Schnee der ewigen Gletscher auf das Haar dessen abgefärbt, der dort oben mit dem Studium der Kunst des Reisens begann.

## Der Weltreisende

Von H. J. Magog

Als Herr Compret, Kanzleibeamter der Präfektur, an diesem Nachmittag das Speisezimmer der Damen Cormelles betrat, hatte er gleich das Gefühl, daß seine ehelichen Hoffnungen von einer Katastrophe bedroht waren.

Er betrachtete Frau Cormelles schon als seine Schwiegermutter, denn ihre Tochter, die sanfte Jölestine, war ihm des Heiratens wert erschienen. Aber heute sah er zu seinem Staunen zwischen den beiden einen fremden Männerkopf. Und Herr Compret wußte gleich, weran er war.

„Herr Bernois, ein Jugendfreund Jölestines“, stellte Frau Cormelles den Unbekannten vor. „Nach jahrelanger Abwesenheit hat er uns heute mit seinem Besuch überrascht.“

„Er hat eine Reise um die Welt gemacht“, fügte Jölestine hinzu, wobei ihr anmutiges Gesicht vor Bewunderung strahlte. „Er kommt eben direkt aus China“, erklärte die Mutter. „Und sein erster Besuch hat uns gegolten.“

„Ja, um uns dieses reizende Service zu schenken, das er eigens für uns von dort drüben mitgebracht hat.“

Von dort drüben . . . Diese einfachen Worte lasteten auf Herrn Compret wie ein Bleigewicht, auf ihm der noch nie seine Vaterstadt verlassen hatte und der sich einbildete, daß eine Weltreise einen außergewöhnlichen, großen Mut erfordere. Ganz sicher auch, daß ihm hier ein Rivale gegenüberstand, der heimgekehrt war, um ihm das Herz Jölestines streitig zu machen. Der Kampf war ungleich, der Ausgang schon von vornherein gewiß. Konnte es denn Herr Compret mit einem Mann aufnehmen, der aus China gekommen und dem es gelungen war, ein zartes Porzellan-service vollkommen intakt herüberzubringen?

Schon warf er einen Blick auf diesen Helden, der ohne Zweifel Opium geraucht und Schwalbennester gegessen hatte.

Die geographischen Kenntnisse Herrn Comprets waren eben dieser Art: er konnte sich die verschiedenen Länder nur so vorstellen, daß er sich deren charakteristische Merkmale vor Augen hielt. So wie der Pudding und der Wacholderbranntwein für ihn die Symbole Alt-Englands bildeten, so wie der Kaviar Rußland verkörperte und die Pyramiden Ägyptens, so stellte er sich vor, daß Schweden von Lurnen bedeckt sei und Afrika von Negern, die durchweg Borer wären.

Dieser Bernois hatte das alles gesehen, brachte von allem das richtige Bild mit. Herr Compret bestaunte ihn nicht weniger als Jölestine und ihre Mutter taten, und seine Hoffnungslosigkeit wurde mit jedem Augenblick größer.

„Der hat es nötig, zurückzukommen“, ging es ihm durch den Kopf. Jölestine hat nur noch Augen für ihn. Sicher wird sie mir jetzt den Laufpaß geben.“

Von solchen Gedanken gefoltert, konnte er nur mit Mühe in die Begeisterung einstimmen, mit der Mutter und Tochter das erotische Geschenk priesen.

„Wir wollen es gleich einweißen“, erklärte Jölestine, „wir werden daraus den Kaffee trinken.“

„Ich wohl den letzten hier“, dachte traurig der Beamte. Was ließ sich aber tun? Er setzte sich gebotfam einer dieser zarten Laffen gegenüber, und, obwohl er nicht Kenner war, prüfte er schon aus Höflichkeit die lebhaften Farben des Musters, das dem Pinsel eines chinesischen Künstlers entstammte. Und einen Seufzer konnte er dabei nicht unterdrücken.

„Das kommt aus China! . . . Aus China! . . . Wie wird Jölestine meine Blumen verachten, die auf dem Markt gekauft sind, und die Schokolade, die ich ihr aus der nahen Konditorei bringe.“

Auf das Drängen der Damen hin begann nun Bernois mit der Erzählung seiner Reise, die, wie ja nicht anders denkbar, sehr reich an abenteuerlichen Erlebnissen war. Mutter und Tochter hingen bewundernd an seinen Lippen, und ihre feurigen Blicke stachelten ihn förmlich auf, seiner Erzählung noch kräftigen Ausdruck zu geben.

„Ich habe Schweres mitgemacht“, sagte er, indem er mit der Hand eine Bewegung gegen die Brust tat, die allerdings nicht viel von den überstandenen Leiden erzählte. „Die Seekrankheit . . . der Aufenthalt bei den Wilden . . . und dann dieses schaurige Essen in den Tropen . . . Mein Magen ist schon ganz aus der Dre-

nung . . . Jetzt würde ich eben eine Pflege brauchen, um mich zu erholen. Das mir fehlt, ist ein gemächliches Heim und eine Frau, die immer um mich wäre . . .“

Bei diesen Worten warf er einen so feurigen Blick auf Jölestine, daß diese errötete. Herr Compret sah wie auf glühenden Kohlen. „Mein Leben ist verpaßt“, mußte er sich sagen. „Auch ich hätte reisen sollen. Jetzt könnte ich zurück sein und würde wohl mehr gebracht haben als ein gewöhnliches Kaffeeservice. Ich hätte ein komplettes Speisefervice für zwölf Personen gebracht.“

Leider war dieser Großmut nur ein Trugbild, während das Service in seiner ganzen Herrlichkeit da stand. Nun schickte man sich an, Kaffee daraus zu trinken, Herrn Compret würde wohl nichts übrig bleiben, als schön stillzustehen und sich dann gedemütigt und besiegt zurückzuziehen.

„Zuckern Sie Ihren Kaffee“, bat Jölestine mit weicher Stimme. Natürlich war es Bernois, zu dem sie sprach: das war auch recht, denn schließlich war er ja der Spender, und so gehörte ihm die erste Lasse.

Mit einer geheimen Wut ergriff Herr Compret die seine und goß den Inhalt hinunter, unbekümmert, darum, daß er sich die Zunge verbrannte. Dann wollte er die Lasse wieder hinstellen. Nun kam aber die Katastrophe. Das kostbare Porzellangefäß entschlüpfte seinen zitternden Fingern und fiel zu Boden, wo es zerbrach.

Drei Aufschreie des Schreckens und der Verachtung wurden in der gleichen Sekunde laut. Der Mann, der aus China gekommen war, schien von dort nur wenig Philosophie und noch weniger Höflichkeit mitgebracht zu haben, denn er fuhr den Schuldigen wie ein gereizter Tiger an:

„Na, hören Sie! . . . Da muß man aber schon wirklich ungeschickt sein, um nicht eine Lasse in der Hand halten zu können . . . Das Service ist nun verdorben . . . ein Service, mit dem ich von Peking her so vorsichtig umgegangen bin und das vielleicht das einzige in der Welt ist!“

„Mein Gott!“ jammerten die Damen Cormelles.

Herr Compret, ganz rot und aufgeregt, wäre am liebsten in den Boden gesunken. Er bemühte sich sein Mißgeschick zu entschuldigen.

„Ich bin wirklich ganz verzweifelt. — Ich — werde die Lasse ersetzen, wenn Sie es erlauben“, stotterte er.

„Sie werden vielleicht nach Peking fahren, um sie dort zu bestellen?“ warf Jölestine mit boshafter Ironie ein.

Mechanisch hatte sich Herr Compret gebückt, um die Eierbecken zusammenzuklauben; er drehte sie hin und her und trachtete sie an einanderzufügen.

Nöcklich aber richtete er sich auf, seine Niedergeschlagenheit war von ihm gewichen und hatte einer vollkommenen Sicherheit Platz gemacht.

„Oh, China ist nicht so weit, wie man es glauben würde“, entgegnete er fein.

Wie diesen Worten hielt er den Damen ein Stück der verbrottenen Lasse hin, wo auf einer winzigen Etikette das Folgende zu lesen war:

Bazar des Mandarins — Marseille  
Spezialartikel und Andenken aus China

„So festhaft ich auch bin, diese Reise werde ich noch riskieren können!“ triumphierte er.

Mutter und Tochter blickten einander an, zuerst erstaunt, dann mit einem vielsagenden Lächeln.

„Fahren wir also hin“, wandte sich Jölestine an Herrn Compret. „Auf die Hochzeitsreise, nicht wahr?“

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

## Am See der Völkerbundsstadt

Von Ernst Louis jr.

Auf Menschen, die Sinn für Harmonie und Farben haben, wird der Genfersee immer einen großen Zauber ausüben. Nie wird das Auge müde bei der Betrachtung der geheimnisvollen Reize, denn immer wieder steht man vor neuen Färbungen, wenn man denkt, alle mannigfachen Veränderungen schon in sich aufgenommen zu haben. Wenn tagsüber die strahlende Sonne den See heiter erscheinen läßt, erweckt abends die dunkle Schattierung der in Nebelschleier gehüllten Berge eine fast wehmütige Stimmung. Ein selbsten Schauspiel aber bietet der Genfer See in der Stille der Nacht. Friedlich liegen die tagsüber so belebten Ufer und traumhaft gleiten die weißen Segel der Boote über die mondbeschieneenen Fluten. Die schneebedeckten Häupter der Berggipfel spiegeln sich in dem dunklen Wasser.

Von Genf bis Lausanne dehnen sich Wiesen und Anhöhen mit hübschen sauberen Ortschaften, ein freundlicher Anblick, während im Hintergrund die gleichförmige Jurakette den Horizont abschließt. Coppet, in dessen altertümlichem Schloß früher Mme. de Staël ihre berühmten glänzenden Gesellschaften veranstaltete. Das alte Nyon mit

seiner interessanten Bahn Nyon—St. Cergue—Moret, schönem Museum mit bedeutender Altertümerammlung und der alten Burg mit herrlicher Fernsicht. Schon die Römer wußten diesen Ort zu schätzen, dessen saubere Gassen und stattlichen Bürgerhäuser von dem Fleiß der Bewohner zeugen. — Von Nyon bis Rolle Weingärten soweit das Auge reicht. Einige der besten Schweizer Weine haben hier ihre Heimat und man kann sich davon überzeugen, wenn man in einer der gemächlichen Weinstuben bei einem köstlich duftenden Glas Fendant sitzt. — Umgeben von prächtigen Waldungen liegt Morges mit schönem Talen gegen den See. Das alte feudale Kastell mit niedrigen Türmen und Bogenhallen dient als Arsenal. Bemerkenswert ist auch noch die Bibliothek, zu deren Begründern schon Voltaire gehörte, mit reichen historischen Manuskripten.

Dann kommt man nach Dully, der — neulich vielgenannten — Hafenstadt von Lausanne. Von dem prächtig angelegten Dian bietet sich ein wunderbarer Ausblick auf den See und die gegenüberliegenden Ufer. Mittels Seilbahn gelangt man von Dully in kurzer Zeit nach der Fünfhügelstadt Lausanne. Kathedrale, Schloß und schöne Willen verleiht dieser alten Stadt einen eigenen Reiz in ihrer harmonischen und farbenreichen Umgebung. Auch als Bildungsort ist Lausanne bekannt durch die Universität, Schulen und Lächerpensionate.

Von hier geht die Fahrt weiter nach dem auf einer Anhöhe gelegenen Pully, geschützt und malerisch mitten im Weinberg gelegen. Als beliebter Landausenthalt gilt auch Lutry, sowie das Dörfchen Yvette. Ueber Cully, an Weim- und Obstgärten vorbei, gelangt man nach Vevey. Hier ändert sich der Charakter der Landschaft. Die Berge treten näher an den See heran und im Hintergrund leuchten die schneebedeckten Firnen der Dent du Midi. Ein ausgedehntes Bahnlinienetz gestattet den Reisenden zahlreiche Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung.

Das Dreigestirn Clarens—Montreux—Terrier kommt in Sicht. Das südlich milde Klima lockt immer mehr Besucher an diese Schweizer Riviera. Die wundervolle Bucht von Clarens läßt wirklich nichts zu wünschen übrig. Der See mit seinem leisen Wellenspiel, die einzig schöne Alpenkette, die amnütigen Ufer mit Blumen und Obstgärten üben mit ihrer wechselnden Farbenpracht einen unwiderstehlichen Zauber aus. Montreux vereint mit landschaftlich herrlicher Lage mondänes Leben. Die zahlreichen und interessanten Spaziergänge in die nähere und weitere Umgebung von Montreux werden für jeden Besucher ein seltener Genuß sein. Die Wälder von Chillon, das berühmte Schloß mit der Fadenkette der Dent du Midi im Hintergrund, Cherez, Conzier, Olion und Les-Abants, Chateau d'Vevey und noch so manches dieser reizend gelegenen Dörfer lohnen einen Besuch. — Die altertümliche Stadt Ylleneue ist die letzte Station am waadtländischen Ufer und bildet den Eingang zum Nyonetal. Bequeme Bahnverbindungen locken den Touristen in das idyllische Val d'Illez und weiter nach dem am Fuße der Dent du Midi gelegenen Höhenort Champéry. Hier liegt die Gebirgskette vor uns wie ein schönes Gemälde, die feiner sehen kann, ohne zu ihrer Besteigung gereizt zu werden. Dent du Midi, Dent Jaune, Dent Noire, Cim de l'Est und endlich die Dentis Blancs mit bezaubernder Aussicht auf den Mont Blanc. Wer einmal einige Wochen in dieser herrlichen Gegend verbringen konnte, wird versuchen, wieder dahin zurückzukehren.

Aber nach diesem Absieger nun zurück zum See. Am savoyischen Ufer das hübsche Dorf St. Gingolph mit prächtiger Aussicht auf das Schweizer Ufer, das durch seine Steinbrücke bekannte Mellières, das kleinere Fischenhof-Leitronde mit schattigen Kastanienwäldern und endlich das schon seit alter Zeit bekannte Evian-les-Bains. Seine köstlichen Quellen, die günstige klimatische Lage am See und die posierliche Umgebung haben diesem Säboger Badort Berühmtheit verschafft. Von hier ab verflachen die Ufer wieder etwas, die Berge treten zurück und machen sanfter Anhöhen und Wiesen Platz. Auch Honon-les-Bains erfreut sich infolge seiner eisenhaltigen Quellen jährlichen Aufschwungs. — Der See verengt sich langsam und der Dampfer hält Kurs auf die Endstation Genf. — Diese Stadt ist heute so bekannt, daß es sich fast erübrigt, etwas darüber zu sagen. Und trotzdem wird jeder Fremde erstaunt sein über das, was man in reichster Auswahl vorfindet. Abgesehen von der landschaftlich wunderbaren Lage am See mit prachtvollem Blick auf die Alpen und den im Hintergrund dominierenden Mont Blanc, dem internationalen Gepräge, trägt die blühende Industrie nicht zuletzt dazu bei, den Ruf, der Völkerbundsstadt Genf über alle Welt zu verbreiten.

Es ist inmitten des Chaos, das uns alle umbräut, nicht die Zeit der Festspiele, wie sie in Jahren langamen Entfaltens und Reisens möglich waren. So mußten auch manche Versuche, Anfänge und Bemühungen, die zu großen Hoffnungen berechtigt hätten, unter-

## Festspiele

geben, wie z. B. das großartige, sich bereits in Aufwärtstwick- lung befindliche Projekt der Heidelberger Festspiele, das fast worts- los ins Nichts verkannt. — Zeit fehlt und Geld. — aber daneben vor allem auch die innere Sammlung, die nötig ist, um aus dem gewöhnlichen Theater, das Ablenkung und Unterhaltung, Erbauung und Bereicherung sein kann, sein will, mehr zu gestalten — daß es ein Festspiel werde, über Alltags und Alltägliches hinaus, kosmische Verbundenheit erzeuge, an metaphysische Sphären rühre.

Neben Bayreuth, das den Gedanken des Festspiels in seinen letzten Zielen verkörpern will, bemühen sich vor allem noch zwei Städte um den Kranz ewigen Lorbeers, um das Prädikat: Festspielstadt. Es sind dies München und Salzburg.

Auch dieses Jahr stand in den ebengenannten Festspielstädten seinen Vorgängern nicht nach an Wert und Leistung, an Beifall und Erfolg, und trotz oder gerade wegen der Wirtschaftskrise darf man diese Tatsache, die sich vor allem durch den Besuch zahlreicher Ausländer in den Festspielstädten ausdrückte, als besonderes Plus als bemerkenswertes Verdienst buchen.

„\*“

In München gab es drei Epochen von Festspielen, nämlich Richard Wagner-Festspiele, 2. Mozart-Festspiele und 3. Richard Strauss- und Hans Pfitzner-Woche. Aus der Fülle des Gebotenen Weniges herauszugreifen, wäre besonders der Lannhäuser im Prinzregententheater unter der musikalischen Leitung von Paul Schnitz und der Spielleitung von Kurt Barre, zu vermerken. Auf überragender Höhe stehend und durch eindrucksvolle Wartburg- bilder stimmungsvoll unterstrichen, vermittelte in der lebensschaf- lich-aufwühlenden Darstellung der Venus von Gertrud Kappel, in der weisevollendeten Gestaltung der Elisabeth von Sabine Dffer- mann und der hervorragenden Vertretung der Titelrolle durch Fritz Krauß, sowie der glänzenden Gesamtbekennung das Werk einen unvergesslichen, einmaligen Eindruck. Ebenso gab der Mozartsche Don Giovanni im dazu wie geschaffenen Rotoko des Residenztheaters unter der Stabführung Karl Elmendorffs in dem dämonisch- scharfzweifelnden Don Juan von Heinrich Rehtemper, der zart bes- schwingten Donna Anna von Felicie Hüni Nihacsek, dem funken- sprühenden Diener Leopoldo von Berthold Sternack ein einzig- artiges Erlebnis, das bis ins kleinste Detail ziseliert, eine vollkom- mene Wiedergabe Mozartschen Geistes bot. Zu erwähnen wäre schließlich in diesem Zusammenhang noch — wenn es auch nicht zu den Festspielen zählt — aus der Reihe der diesommerlichen Mün- chener Kunstgenüsse das Lola Montez-Stück „Die Morgenröte“ von Josef Ruederer in den Kammertheatern im Schauspielhaus, das Sibylle Binder Gelegenheit gab, in einer Bombenrolle zu glänzen.

„\*“

Bei den Salzburger Festspielen, die wie schon einmal eingehend würdigten, sehen wir in „Jedermann“ vor dem grauen Stein des Doms alle Farbigkeit und Beschwingtheit der Reinhardt'schen Regie, dieser vollkommenen Vereinigung von Wort, Musik und Tanz. Ein Erlebnis von so eindringlicher Tiefe wirkt auf uns ein, daß es in Europa wohl kaum etwas ähnliches geben dürfte. Kein Besucher, dessen Seele nicht gepackt wird durch dieses alte wunderbare Spiel vom Leben und Sterben des reichen Mannes. Die Natur selber und die bunte Umwelt des Salzburger Doms werden mit einbezogen in dieses große Kunstwerk. Das menschliche Echo der Stimmen tönt aus allen Ecken des Platzes wie bei einem Weltgericht: „Jeder- mann!“ Schaurig-dumpf. Der schneide Mamon, das Gold, ver- läßt den reichen Mann, die Freunde, die Liebste, alles geht — allein mit seinen Werken tritt er die letzte Reise an. Der schließlich doch um seine Seele betrogene Teufel segt wütend mit seinem Schweiß über den Platz: „Die Welt ist dumm, die Welt ist schlecht!“ Aber an diesem friedlichen Abend nach dem Spiel ist die Welt schön und herrlich an den heiteren Ufern der Salzach, hinter deren Fluten die unverrückbaren zeitlosen Werke der Künstler des Steins aufragen in die graublau Dämmerung.

## Das wagrechte und das senkrechte Klavier

Wer auch nur einmal einen flüchtigen Blick in einen geöffneten Flügel getan hat, begriff sofort, daß das Ganze eigentlich eine große Harfe in einem Resonanzkasten darstellt, der, statt aufrecht zu stehen, wagrecht auf drei Beinen ruht. Das Klavier gilt ja eigent- lich auch heute noch als Harfeninstrument, womit man alle dies- jenigen Saiteninstrumente zusammenschafft, deren Saiten mit den Fingern oder dem Plektron gerissen, von Hämmern geschlagen, nicht aber mit dem Bogen gestrichen werden.

Merkwürdig ist, daß die Harfe in ihrer heutigen Gestalt ihre Ausbildung erst zu gleicher Zeit gefunden hat, wie das Klavier. Denn die Umstimmbarkeit der Harfe, anfangs mittels eines Hafens-

## Das wagrechte und das senkrechte Klavier

„\*“

„\*“

„\*“

„\*“

„\*“